

(Nachdruck verboten.)

14]

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Auf dös geht's mir net z'samm,“ antwortete der Schuller, „a Bier zahl' i gern, aber selber kimm i net.“

„Warum nacha net? G'rad lusti muaz wern.“

„Deswegen geh' i net hi, Haberlschneider. Da san heut' viel dort, de moanen, sie müäßen recht ausg'lassen sei, daß's mir a Freud' machen.“

„Geh weiter! Du brauchst do auf neamt aufz'passen.“

„Auf wen andern net, aber auf mi. I mag mi net hergeben für a Gaudi; du kennst d' Leut', und woacht scho, wia's san.“

„Aba scho waar's halt do, und aufdrah'n tat'n mir nobel.“

„Daß guat sei, Haberlschneider! An anders Mal gern. I hab a so Feind' gnuu.“

„G'rad de müähten sie recht ärgern.“

„Na, i fang' net o mit'n Streiten.“

„Dös bleibt nia net aus, Schuller.“

„Mag leicht sei! Nacha geht's aba weg'n was andern her, und net weg'n a Wirtshausgaudi.“

„Am End' hast recht. Aber i geh' heut' fo schnell net hoam, dös woach i g'wiß.“

Um den Pfarrhof war es nicht so still und friedlich wie sonst. Der Strahl des Springbrunnens stieg nicht gerade in die Höhe und fiel nicht plätschernd in das steinerne Becken zurück. Er ließ sich vom Winde auf die Seite treiben und spritzte das Wasser auf den Kiesweg. Auch dieser war nicht gepflegt und sauber wie sonst. Die Kastanienbäume hatten dürre Blätter auf ihn geschüttelt; sie lagen unordentlich herum und wirbelten durcheinander, als wäre alle Zucht und Sitte aus diesem Garten geschwunden. Der wilde Rebstock am Hause gewährte ein klägliches Bild; seine dünnen Zweige krochen mühselig an der Mauer empor, die nackt und bloß ihre Schäden aller Welt zeigen mußte. Ein starker Regen fiel ungestüm auf das Schieferdach nieder; in der Dachrinne gurgelte das Wasser und stürzte mit ungebührlichem Lärmen durch die enge Röhre.

Überall Unordnung und trübselige Stimmung. Aber es bedeutete nichts gegen die Aufregung im Innern des Hauses. Da trieben gefährliche Stürme ihr verstecktes Spiel; man sah sie nicht offen wüten, und doch fühlte man ihre Wirkung. Türen klappten auf und zu; zornige Schritte klangen über die Dielen. Ein ruhelofer Geist trieb sein Unwesen.

„War das nicht ein Geräusch im Zimmer des hochwürdigen Herrn? Klang es nicht, als hätte man einen Stuhl umgeworfen?“

Der Kooperator horchte.

Da! Diesmal klatschte etwas an die Wand und fiel zu Boden. Als hätte man einen Gegenstand, ein schweres Buch hingeschleudert. Die Schritte näherten sich der Tür, und der Kooperator fuhr zurück.

Fräulein Lechner stand seufzend in der Küche und sah zur Decke hinauf.

Die schweren Tritte da oben gingen raslos hin und her. Dazwischen stampfte es gegen die Decke, daß der Kalk abbröckelte. Fräulein Lechner fuhr mit der Hand an das klopfende Herz, und die Bäcker Ulrich Marie sagte:

„Heilige Gnadenmutter von Altötting, der Herr Pfarrer is ganz auseinander!“

„Das hat er nicht verdient von den Erbkochern,“ erwiderte die Köchin, „daß sie es ihm g'rad zum Fleiß tut, und wählen den Schuller. Das ist eine Schand' für das ganze Dorf!“

„Das war immer ein Kalter, solange' ich ihn kenn', Fräulein Lechner. Kein' Glauben und keine Religion haben die Leut'. - Wochenlang in keine Kirch' gehn, und jetzt laßt er sich überhaupt gar nimmer seh'n.“

„Und weil mein Herr seine Pflicht und Schuldigkeit tut, hat er nichts davon wie Kerger und Spott. Samm Sie's gehört?“

Es war das Buch, welches an die Wand flog und am Boden aufschlug. Und gewiß hatte es die Bäcker Ulrich Marie gehört. Denn sie spitzte ihre Ohren und vernahm jedes Geräusch mit gruseliger Neugierde.

8. Kapitel.

In der Rosengasse zu München liegt eingeklemmt zwischen hohen Neubauten das Geschäfts- und Wohnhaus des Herrn Michael Spörner. Es hat nur zwei Stockwerke; trotzdem sieht es nicht ärmlich aus neben den Türmen und Erkern und riesigen Mauern seiner Umgebung. Es trägt ein schuldenfreies Wesen zur Schau und sagt jedem, daß hinter den blickblanken Fenstern ein ehrbarer Reichtum wohnt. Zu ebener Erde ist der Laden, aus dem der Geruch von frisch gebranntem Kaffee auf die Straße bringt und in jedem Spaziergänger angenehme Vorstellungen erweckt. Sie werden verstärkt durch den Anblick eines Schildes, der neben der Ladentüre hängt. Man sieht darauf einen fröhlichen Neger neben einem Kaffeesacke stehen; sein Haupt ist mit bunten Federn geschmückt, wie der Schurz, den er um die Lenden geschlungen hat.

Er raucht aus einer großen Pfeife und bläst Tabakwolken in die Luft. Im Hintergrunde, am Ufer des dunkelblauen Meeres stehen zwei Indianer, und jeder begreift, warum sie so neidisch auf den heiteren Mohren blicken. Jeder denkt an duftenden Mokka und treffliche Zigarren und behagliche Stunden. Wer in den Laden eintritt, erfreut sich an den flinken Bewegungen der Herren Kommiss, die mit schwingvollen Handgriffen Pakete zusammenlegen, Schnüre abzwicken, die mit staunenswerter Sicherheit den Inhalt jeder Schublade kennen und nie eine unrechte öffnen, die das Gewicht der Waren genau erraten und die Zahlen flüchtig auf das Papier hinwerfen. Er erfreut sich an dem verbindlichen Lächeln dieser jungen Herren, welche ihn benehmen nach Stand und Rang der Kunden einzurichten wissen und so verschwenderisch achtungsgebietende Titel verleihen.

Er sieht mit Bewunderung, wie Herr Michael Spörner, unbeirrt durch den Lärm, an seinem Pulste steht, Briefe nach allen Weltteilen schreibt und dabei mit flinken Augen seine Untergebenen überwacht. Oder wie er dienstfertig seinen Platz verläßt, wenn ein angesehenener Kunde eintritt, und wie er dann an geschickten Handgriffen und gut gewählten Höflichkeiten sogar den ersten Kommiss übertrifft.

Und wenn der Käufer mit seinem sauber gebundenen Pakete an die Kasse tritt, kann er noch mit wirklicher Hochachtung auf Madame Sophie Spörner blicken, welche sein Geld mit einer leichten Verneigung entgegennimmt und mit energischem Ruck die amerikanische Kassetten öffnet, die jeden Betrag anzeigt.

Dies alles kann derjenige sehen, welcher seinen Bedarf an Kolonial- und Spezereiwaren bei Spörners seligen Erben deckt. Aber wenn nach dem arbeitsreichen Tage der Hausdiener die Rolläden herunterzieht, dann schreitet Herr Michael Spörner händereibend durch den Raum und dreht fröhlichen Gemütes die Gasflammen ab. Er tut es stets in der gleichen Reihenfolge, und wenn die letzte verlöscht, sagt er:

„So, das hätten wir wieder einmal!“

Auch heute ging er vergnügt über die Treppe zur Wohnung hinauf. Ein frisches Mädel kam ihm entgegen und begrüßte ihn mit einem Kusse, um den man ihn beneiden durfte. Denn Fräulein Gertraud sah in dem Hauskleide mit der weißen Schürze über die Wangen hübsch aus; ihre Wangen waren gerötet vom Küchenfeuer, die Augen blühten, und alles an ihr war Gesundheit.

„Guten Abend, Traudel!“ sagte Herr Spörner, „ist schon gedeckt?“

„Freilich. In einer Viertelstunde essen wir.“

„Und du hast gekocht?“

„Bloß mitgeholfen, Papa.“

„Da bin ich neugierig.“

„Geh nur ins Wohnzimmer. Die Mama ist schon drin.“

Papa Spörner trat ein und stellte sich vor den Ofen.

„Das ist wieder gemütlisch heute!“ sagte er; „du, Alte da sind ja vier Gebete, wer kommt denn heute?“

„Der Herr Rang. Es ist doch Samstag.“

„Richtig, freilich! Das hab' ich jetzt ganz vergessen. Das ist fein, da kriegen wir Musik heute.“

„**Sm — ja.**“
 „Du tust beinahe, als wenn du keine hören möchtest.“
 „Ich hör' recht gern Muft.“
 „Na also, kannst dir vielleicht eine bessere wünschen?“
 „Sm — ja, der Herr Mana spielt ganz gut.“
 „Was hast du denn?“
 „Ich? Nichts.“
 „Geh, hör auf. Weil ich dich net kenn! Dir is was übers Leberl g'laufen?“
 „Wenn du schon fragst, ja. Ich bin nicht dafür, daß der Herr Mang so oft zu uns kommt.“
 „Aber warum denn net? Was hast du denn gegen den jungen Menschen?“
 „Nichts; im Gegenteil, ich mag ihn recht gern. Er ist brav und alles, aber . . .“
 „No, aber?“
 „Aber, es paßt mir wegen der Traudel nicht.“
 „Is's am End' gar verliebt? Sahahal Jetzt da schau her! Wart, da mer i's aber glei ins Gebet nehmen, unjer Fräulein Pfarrerköchin!“
 „Sei so gut, gelt, und mach keine Wit' mit ihr!“
 „Natürlich mach' ich Spaß. Du vielleicht net?“
 „Ich muß dich bitten, daß du dir nig merken laßt.“
 „Zu Befehl, Frau Spornier. Versteh'n tu' ich dich allerdings net.“
 „Das is schon schwer zum Verstehen. Er is jung, und sie is jung, und er singt recht schön. Und er is überhaupt ein sehr netter Mensch; das muß man ihm lassen.“
 „Und is a Geistlicher, net wahr?“
 „Das is er noch gar nicht.“
 „Aber er wird's. Außerdem hat ihn die Traudel beim Schwager kennen g'lernt, und der Toni hat ihn uns warm empfohlen.“
 „Das is alles ganz recht. Ich den' ja auch nichts Schlimmes dabei. Warum hätt' sie ihn nicht kennen lernen sollen? Aber daß er so oft kommt, und daß sie allein musizieren, das find' ich nicht in der Ordnung.“
 „Is doch allaweil d' Mathild' dabei!“
 „No weißt, dei Schwester! I tu' ihr nichts weg, aber die ist die allererst', die ihre Bemerkungen d'rüber macht; und eine alte Jungfer mit überspannten Ideen ist g'rad auch nicht die beste Aufsicht.“
 „Die soll's überhaupt bei der Traudel nicht brauchen, hoff' ich.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.*)

Von Leo Tolstoi.

1.

Ganz Moskau liegt in Schweigen. Selten nur hört man ein Knirschen von Rädern auf der gestorenen Straße. Aus den Fenstern der Wohnungen schimmert kein Licht mehr. Die Laternen sind erloschen. Von den Kirchtürmen tönt Glockengeläute verhallend über die schlafende Stadt und gemahnt an den Morgen. Die Straßen sind menschenleer. Sie und da vermengt ein Nachtwischer mit den schmalen Spuren seines Wagens den Sand mit dem Schnee, lenkt hinüber auf die andere Ecke und schlummert in der Erwartung eines Fahrgastes ein. Da geht ein altes Weib in die Kirche, wo schon vereinzelt die unsymmetrisch aufgestellten Wachslichte brennen und ihr rotes Licht in den goldenen Rahmen widerspiegeln. Der Arbeiter erhebt sich schon noch länger Winternacht von seinem Lager und geht zur Arbeit.

Die Herren aber haben noch Abend.
 Aus einem der Fenster von Chevalier schimmert durch die geschlossenen Fensterladen ein verbotener Lichtschein. An der Aufahrt stehen eine Kutsche, ein Schlitten und die Kutscher, die sich eng aneinander drängen. Auch ein dreispänniger Postwagen hält da. Der Hausknecht hat sich dicht eingehüllt und verbirgt sich zusammengelauret hinter der Ecke des Hauses.

Wozu dreschen sie leeres Stroh? denkt der Lakai, der mit verschlafenen Gesicht im Vorzimmer sitzt, und gerade, wenn ich Dienst habe! Aus dem erleuchteten Nebenzimmer hört man die Stimmen von drei jungen Leuten, die dort ihre Abendmahlzeit halten. Sie sitzen um den Tisch herum, auf dem die Reste der Speisen und des Weines stehen. Einer von ihnen, ein kleiner, feiner, hagerer und häßlicher Mensch, sitzt da und betrachtet mit

feinen gutmütigen, müden Augen den Abreisenden, der zweite, ein hochgewachsener Mann, liegt neben dem mit Flaschen reichbesetzten Tisch und spielt mit seinem Uhrschlüssel, der dritte, in einem neuen Pelz, geht im Zimmer auf und nieder, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, zerdrückt mit seinen ziemlich dicken und kräftigen, aber wohlgepflegten Fingern eine Mandel und lächelt dazu; seine Augen und sein Gesicht glühen; er spricht mit Feuer und mit lebhaften Bewegungen; aber man sieht, daß er die Worte suchen muß, und alle, die er findet, scheinen ihm nicht zu genügen, um all das auszudrücken, was sein Herz bewegt. Immer wieder lächelt er.

Jetzt kann alles gesagt werden! sagte der Abreisende. — Nicht als ob ich mich rechtfertigen wollte. Ich wünsche nur, Du solltest mich wenigstens begreifen, wie ich mich selbst begreife, und nicht, wie die blöde Welt die Sache ansieht. Du sagst, ich habe eine Schuld an ihr begangen — wandte er sich an den einen, der ihn mit seinen gutmütigen Augen betrachtete.

Ja, Du hast eine Schuld, antwortete der Kleine und Häßliche, und dein Blick scheint jetzt noch mehr Güte und Müdigkeit zu verraten.

Ich weiß, warum Du das sagst, fährt der Abreisende fort. Geliebt werden ist nach Deiner Meinung ein ebenso großes Glück wie lieben, und es genügt für das ganze Leben, wenn man es einmal gefunden hat.

Ja, es genügt vollständig, mein Herz! Mehr als nötig, bekräftigt der kleine, häßliche Mann, indem er die Augen bald öffnet, bald schließt.

Warum aber sollte man nicht auch selbst lieben? sagt der Abreisende, wird nachdenklich und steht seinen Freund mit einem Blicke des Bedauerns an. — Warum sollte man nicht? Man liebt nicht . . . Nein, geliebt werden ist ein Unglück — ein Unglück, wenn man fühlt, daß man eine Schuld trägt, weil man die Liebe nicht erwidert und nicht erwidern kann. O mein Gott! — er fuhr mit der Hand durch die Luft — wenn all dies vernünftig vor sich ginge und nicht so verkehrt! Nicht wie wir wünschen, sondern ganz, ganz anders. Als ob ich dieses Gefühl gestohlen hätte! Auch Du denkst so; sage nicht nein, Du mußt so denken. Aber, willst Du mir glauben, von allen Torheiten und Schleichigkeiten, die ich in meinem Leben begangen habe, und es sind deren genug, ist dies die einzige, die ich nicht bereue und die ich nicht bereuen kann. Weber zu Anfang noch später habe ich mich oder sie getäuscht, mir war's, als hätte ich sie schließlich lieb gewonnen, dann aber sah ich ein, daß es eine willkürliche Täuschung war, daß man so nicht lieben könne, und ich durfte nicht weitergehen; sie aber ging weiter. . . . Ist es meine Schuld, daß ich es nicht konnte? Was hätte ich tun sollen?

Nun, jetzt ist es ja zu Ende, sagte der Freund und zündete eine Zigarette an, um sich den Schlaf zu vertreiben. — Aber eines will ich Dir sagen: Du hast noch nicht geliebt und weißt nicht, was lieben heißt.

Der junge Mann im Pelzrock wollte wieder etwas sagen und faßte sich an die Stirn, aber die Worte wollten ihm nicht über die Lippen.

Ich habe nicht geliebt! . . . nun ja, es ist wahr, ich habe noch nie geliebt, aber ich trage den Wunsch nach Liebe im Herzen, wie sie stärker nicht gedacht werden kann; aber gibt es denn eine solche Liebe? Alles bleibt unvollkommen. Wozu so viele Worte! Ich habe im Leben schon so manche Dummheit gemacht! Jetzt aber ist es zu Ende, Du hast recht, ich fühl's, ein neues Leben beginnt.

In dem Du wieder neue Dummheiten machst, sagte der junge Mann, der auf dem Sofa lag und mit dem Uhrschlüssel spielte, aber der Abreisende hörte ihm nicht zu.

Mir ist wehmütig und froh zu Rute, daß ich abreise, fuhr er fort; woher die Behmut kommt, weiß ich nicht.

Und der Abreisende begann nur von sich zu sprechen und bemerkte gar nicht, daß das die andern nicht ebenso interessierte, wie ihn selbst. Der Mensch ist nie ein solcher Egoist, wie in Augenblicken seelischer Hochstimmung. Dann glaubt er, daß es auf Erden in diesem Augenblicke nichts Schöneres, nichts Anziehenderes gibt als ihn.

Dimitrij Andrejewitsch, der Kutscher will nicht mehr warten, sagte ein junger Hofknecht, der, in Pelz und Schärpe, in den Saal trat. Seit zwölf Uhr warten die Pferde, und jetzt ist's vier.

Dimitrij Andrejewitsch warf seinem Manjuscha einen Blick zu; aus seiner Schärpe, aus seinen Filzstiefeln, aus seinem verschlafenen Gesicht sprach die Stimme eines anderen Lebens zu ihm, eines Lebens voll Mühe und Entbehrungen. In der Tat, lebt wohl, sagte er und griff nach dem offenen Haken seines Rockes.

Er hörte nicht auf den Rat, dem Kutscher noch ein Trinkgeld zu geben, setzte seine Mühe auf und blieb mitten im Zimmer stehen. Sie küßten sich, einmal, zweimal, hielten dann ein und küßten sich wieder zum dritten Male. Der junge Mann im Pelzrock trat an den Tisch, trank den Kelch aus, der darauf stand, nahm den Kleinen und Häßlichen bei der Hand und errötete.

Nein, ich muß es doch sagen . . . ich muß, ich kann offen gegen Dich sein, denn ich liebe Dich . . . Du liebst sie doch — ich hab's immer geglaubt — nicht wahr?

Ja, antwortete der Freund und lächelte noch milder. Und vielleicht . . .

Verzeihung, ich habe Befehl, die Lichte zu löschen, sagte der verschlafene Lakai; er hatte das letzte Gespräch mit angehört und dachte darüber nach, warum die Herren wohl immer ein und das-

*) Eine aus dem Jahre 1863 stammende Novelle aus dem Kaukasus, die auf Tolstois eigenen Beobachtungen und Erlebnissen während seines Aufenthaltes im Kaukasus beruht. Die Erzählung gehört zu dem künstlerisch Wertvollsten, das Tolstoi geschaffen. Turgeniew nannte sie die beste russische Novelle.

selbe besprachen. — Wenn darf ich es auf Rechnung schreiben? Ihnen? fügte er hinzu, an den großen, jungen Mann gewendet, denn er wußte voraus, an wen er sich zu halten hatte.

Mir, sagte der Große, wieviel macht's?

Sechszwanzig Rubel.

Der große junge Mann überlegte einen Augenblick, sagte aber kein Wort und steckte die Rechnung in die Tasche.

Die beiden andern sprachen ruhig weiter.

Leb' wohl, Du bist ein prächtiger Junge, sagte der kleine, häßliche Mann mit den freundlichen Wliden.

Weiden traten die Tränen in die Augen. Sie gingen zur Freitreppe.

Ach ja, sagte der Abreisende, an den Großen gewendet und erröthend, die Rechnung bei Chevalier wirst Du wohl gutmachen? Du schreibst mir dann?

Schön, schön, sagte der Große und zog dabei die Handschuhe an. Wie ich Dich beneide, fügte er ganz unerwartet hinzu, als sie draußen auf der Freitreppe standen. Der Abreisende stieg in den Schlitten, hüllte sich in seinen Pelz und sagte: Wir fahren also! Er rückte sogar im Schlitten zur Seite, um dem andern, der dies gesagt hatte, Platz zu machen. Seine Stimme zitterte.

Der Begleiter sagte: Leb' wohl, Mitja, Gott gebe Dir . . . Er wünschte nur das eine, daß er so schnell als möglich abfahre, und darum konnte er seinem Wunsch nicht weiter Ausdruck geben.

Sie schwiegen. Noch einmal sagte einer: Lebewohl! Ein anderer sagte: Los! und der Kutscher setzte sich in Bewegung.

Jelissar, vorfahren! schrie einer von den Begleitern. Die Kutscher gerieten in Bewegung, schnalzten mit der Zunge und zogen die Bügel an. Die eingefrorenen Kutschen knirschten in dem Schnee.

Ein vortrefflicher Junge, dieser Olenin, sagte einer von den Begleitern; aber was für ein Vergnügen findet er nur daran, nach dem Kaukasus zu gehen und als Junker? Ich gebe keinen Heller dafür . . . Wirst Du morgen im Klub streifen?

Ja.

Und die Begleiter trennten sich.

Dem Reisenden schien es warm, ja, heiß im Pelze, er setzte sich auf den Boden des Schlittens, knöpfte den Pelz auf, und das Dreigespann flog mit flatternden Mähnen aus einer dunklen Straße in die andere, an Häusern vorüber, die er nie gesehen hatte. Olenin meinte, es führen nur Abreisende durch diese Straßen. Rings umher war es dunkel, stille, traurig, und seine Brust war voll von Erinnerungen, von Liebe und Mitleid und von wonnigen beklemmenden Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Erkältungskrankheiten, ihre Ursachen und ihre Verhütung.

Von Dr. med. Adolf Starz.

Alljährlich im Spätherbst, in der sogenannten Uebergangszeit, wenn des Morgens und des Abends schwere, dicke Nebel über der Erde lagern, wenn oft tagelang kalte Regengüsse herniedergehen und die berückelnden Herbststürme über die Felder und durch die Gassen fegen, alljährlich um diese Zeit wiederholen sich eine Anzahl von Krankheiten, die nur deshalb kein größeres Aufsehen erregen, weil sie meistens harmlos sind und bald abklingen, und weil die Menschen schon daran gewöhnt sind, im Herbst sich einen Schnupfen, einen Husten, kurz einen Katarch, zuzuziehen. Bei vielen Menschen gehört die gerötete und geschwollene Nase oder die heisere belegte Stimme ebenso zum Bilde des Herbstes, wie das dürre Laub auf den Wegen und die kalten Aeste.

Ueber die Entstehung dieser Krankheiten herrscht in Laienkreisen nur eine Auffassung: „Ich habe mich erkältet“, ist die ständige Redensart in solchen Fällen, und omstatt zu sagen: „Schnupfen oder Husten“, spricht man häufig kurzweg von einer „Erkältung“, und alle Welt weiß, was man darunter versteht.

Die Erkältung als Krankheitsursache spielt übrigens auch bei anderen Leuten und in anderen Jahreszeiten eine große Rolle, wenn man den Angaben der Kranken Glauben schenkt. Es gibt kaum ein Leiden, welches vom Volke nicht gelegentlich auf Erkältung zurückgeführt wird.

Was aber versteht man eigentlich unter Erkältung? Der Begriff ist, wie alle unwissenschaftlichen Begriffe, sehr verschwommen und vieldeutig, darum auch schwer zu definieren. Im allgemeinen aber soll eine Erkältung dann entstehen, wenn plötzlich ein kalter Luftstrom auf den erwärmten Körper einwirkt. Besonders wenn die Erwärmung eine übernormale war, welche zur Schweißentwidelung führte, tritt leicht Erkältung ein. Die Ursache kann also ebenso ein kalter Luftzug sein, wie ein jäher Umschwung in der äußeren Temperatur überhaupt.

So sehr die Erkältung im Volke auch geläufig ist, so mißtrauisch steht ihr aber der Arzt gegenüber, ja es gibt namhafte Gelehrte, welche eine Erkältung überhaupt leugnen und dieses Wort aus der Reihe der Krankheitsursachen ganz gestrichen sehen möchten. Mit Recht weisen dieselben darauf hin, daß alle sogenannten Erkältungskrankheiten bakterieller Natur sind, wie die

Grippe oder Influenza, der Bronchialkatarrh oder der Gelenkraumatismus. Es ist kein Zweifel, daß die Erreger dieser Leiden ganz bestimmte Bakterienarten sind, die doch unmöglich durch einen Luftzug in den Körper gelangen können.

Um die Unschädlichkeit des Luftzuges zu beweisen, wurden von Ärzten auch experimentelle Untersuchungen über den Einfluß der Zugluft auf den unbekleideten menschlichen oder tierischen Körper angestellt. Diese Versuche ergaben, daß der Organismus sich vermöge seiner Anpassungsfähigkeit gegen die Wirkung der plötzlichen Abkühlung schützt, teils dadurch, daß die Abgabe der Eigenwärme eingeschränkt wird, teils durch direkte Steigerung der Wärmeproduktion. Das unter dem Namen „Gänsehaut“ bekannte Phänomen ist ein solcher Selbsthilfevorgang des Körpers.

Bei den angestellten Versuchen, welche sämtlich von Ärzten an sich selbst gemacht wurden, erkrankte keine einzige der Versuchspersonen. Allerdings kann die Beweiskraft dieser Experimente wohl angezweifelt werden, da die Disposition zur Erkältung bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist.

Tatsächlich dürften die Verhältnisse so liegen, daß die Erkältung — das heißt eine plötzliche Temperaturveränderung und zwar stets in der Richtung nach der Abkühlung hin —, bei dazu veranlagten Personen eine Krankheit zwar nicht zu erzeugen, wohl aber zu erwecken vermag, wenn sie im Körper bereits schlummert. Dies ist so zu verstehen:

Wie schon erwähnt, werden die meisten sogenannten Erkältungskrankheiten durch genau bekannte und wohl studierte Bakterien hervorgerufen. Nun ist es aber erwiesen, daß wir alle, auch die Gesündesten, stets die verschiedensten und oft sehr gefährlichen Bakterien mit uns herumtragen, ohne zu erkranken. So ist z. B. nachgewiesen worden, daß die Ärzte und das Wärterpersonal der Diphtherieabteilungen ausnahmslos zahlreiche Diphtheriebazillen im Nasenschleim hatten. Ebenso ist bei der unüberjellen Verbreitung des Tuberkelbazillus wohl kaum ein Mensch zu finden, der diesen gefährlichen Gast nicht gelegentlich in seinem Körper beherbergen würde. Man könnte diese Beispiele noch durch zahlreiche andere vermehren.

Wenn aber trotz des Vorhandenseins des Krankheitserregers der Organismus gesund bleibt, so ist dies neben verschiedenen anderen Umständen vor allem darauf zurückzuführen, daß die betreffende Person gegen die betreffende Krankheit eben minder empfänglich ist. Ich sage minderempfänglich und nicht unempfänglich, weil es eine absolute Unempfänglichkeit oder, wissenschaftlich ausgedrückt, eine sichere Immunität wohl kaum gibt. Dagegen steht fest, daß ein geschwächter Organismus gegen Bakterien nicht widerstandsfähig ist, ihnen sozusagen einen günstigen Nährboden bietet, auf welchem sie sich entwideln und vermehren können.

Ein Beispiel soll dies erläutern: Ein bis dahin gesunder Mensch erleidet eine schwere Knochenquetschung. Im Laufe dieser Krankheit zeigt es sich nun, daß an der gequetschten Stelle sich eine typische Tuberkulose ausbildet. Wie ist dies zu erklären?

Der betreffende Kranke trug schon seit langer Zeit die Erreger der Tuberkulose mit sich herum, ohne daß sie irgendwo in dem gesunden Organismus eine Angriffsstelle finden konnten. Nun wird in diese Gesundheit durch den Unfall eine Wresche geschlagen, und flugs siedeln sich an der Verletzungsstelle die Krankheitserreger an, weil dort ein „Ort des verminderten Widerstandes“, wie der Sachausdruck lautet, sich befindet. Ohne diesen Unfall wäre wahrscheinlich die Invasion der Tuberkelbazillen im Körper spurlos vorübergegangen.

Auf die gleiche Weise ist die Einwirkung der Erkältung zu verstehen. Sie schädigt den Organismus vorübergehend, schwächt seine Widerstandskraft und schafft so den Boden, auf welchem die schlummernden Krankheitskeime zur Entfaltung kommen. Die Analogie zwischen Erkältung und Verletzung ist eine so weitgehende, daß viele Ärzte statt des vielseitigen und darum vieldeutigen Wortes „Erkältung“ lieber den Ausdruck „Kältrauma“ bemühen. Trauma, ein griechisches Wort, bedeutet Stoß oder Unfall.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß plötzliche Abkühlungen einem gesunden Körper allerdings nicht zu schaden vermögen, wohl aber einem solchen, der Krankheitskeime in seinem Innern birgt. Und da niemand von sich das Gegenteil behaupten kann, so ist der Schutz vor Erkältung eine der wichtigsten hygienischen Maßnahmen der Uebergangszeiten, also vornehmlich des Spätherbites.

Wie schützt man sich nun vor Erkältungen? Die Antwort lautet: Am besten durch eine systematische, vernünftige Abhärtung.

Ich habe schon vorhin erwähnt, daß der Körper eine ganze Reihe Schutzvorrichtungen besitzt, um sich gegen plötzliche Abkühlung zu wehren. Die wichtigste darunter und zugleich diejenige, welche einem therapeutischen Einfluß am ehesten zugänglich ist, liegt in der Fähigkeit der Körperhaut, durch Zusammenziehung der Muskulatur die Blutgefäße zu verengern. Die Haut wird dadurch blaß und saftarm, läßt keine Flüssigkeit durch Verdunstung auscheiden und erschwert auch die Wärmeleitung quer durch das Gewebe. Dies alles verhindert die Abkühlung des Körpers.

Diese regulierende Tätigkeit der Haut kann nun durch systematisch angewendete Reize, wie kalte Wäber oder kühle Waschungen, gekräftigt und reizbar erhalten werden, so daß sie, gleich einer guten Präzisionsmaschine, prompt auch auf die kleinsten Einwirkungen antwortet. Man hat deshalb für diese Wasserprozeduren

auch den Ausdruck „Turnen der Hautmuskeln“ gewählt, weil sie gleich dem körperlichen Turnen immer stärkend wirken.

Ergänzt wird diese vernünftige Abhärtung durch eine passende Auswahl der Kleidung, die nie schematisch, oder mit Rücksicht auf Mode und Eleganz, sondern stets zweckmäßig und den jeweiligen Witterungsverhältnissen angepaßt getragen werden soll.

Daß ein gewisses Maß von Vorsicht nie außer Acht gelassen werden soll, versteht sich von selbst. Es wäre selbst für den abgeharteten Menschen ein immerhin gefährliches Experiment, sozusagen eine Erkältung herauszufordern, zum Beispiel in stark durchdränzten Kleidern stundenlang irgendwo im Buge zu stehen. Auch die Abhärtung kann nichts übermenschliches leisten und hat ihre Grenzen.

Nicht nur töricht, aber und ebenso gefährlich, wie das leichtsinnige Herausfordern, ist die allzugroße Vorsicht. Wer sich bei jedem Windhauch, bei jedem schlechten Wetter ins Zimmer einsperrt, selbst im Sommer Wollwäsche trägt, sich den Hals mit dicken Schawls umhüllt und dergleichen, verweichlicht sich und beschwört erst recht die Gefahr der Erkältung herauf.

Kleines feuilleton.

Musik.

Ein „Berliner Operetten-Theater SW.“ ist an die Stelle der „Lorhing-Oper“ getreten, deren trauriges Ende wir im Sommer miterleben haben. An Aussicht für eine solche Neugründung fehlte es um so weniger, als längst auch das „Zentral-Theater“ dahin ist, das jahrelang ein Mittelpunkt des kleinen Kunstlebens der Operette war. An Hoffnung auf ein Gedeihen fehlt es jedoch seit der Eröffnung etwas mehr.

„Havana“, englische Tanzoperette von den und den Textautoren, Rufst von Leslie Stuart. Bei dem Namen „Tanzoperette“ könnte man daran denken, daß die Geschichte des Ballettes nicht arm ist an Bemühungen, über ein bloßes Formenspiel von Körperbewegungen hinaus zu gelangen zu einem wahrhaft dramatischen Ausdrucksfeld und aus den Wolkenhöhen mythologischer Allegorien oder dergleichen herabzusteigen zu Bildern des Tun und Treibens wirklicher, vielleicht sogar gegenwärtiger Menschen. Ein Gegenwartsballett ist wenigstens in Anläufen nichts Neues mehr; und Kenner des Empire-Theater in London könnten uns davon Näheres erzählen. Sonst aber werden wir uns doch wohl hüten vor einer Verführung durch den Geschmack der Engländer, die sogar ihren Shakespeare vertanzten, d. h. durch hin- und herwippende Singmädchen unterhaltlicher machen. Aus derartigem Wippen besteht nun in der Hauptsache auch die uns jetzt vorgeführte Tanzoperette. Ihren Inhalt zu erzählen, würde sozusagen eine Mannsfunde sein. Verwickelungen zwischen Verlobten, zwischen lubanischen Dummerlingen und englischen Seeleuten, vernotet mit Variété-Tricks, das ganze nur hier und da gesteigert zu dem, was jedenfalls sein Recht haben soll: zum höheren Blödsinn — das füllt den langen Abend.

Die Musik reicht nicht an das heran, was wir auf dem Boden der Operette selbst schon gehört haben. Ihre Vorstadt-Musik hat allzu derbe Formen. Wiederum jedoch zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß derartige Komponisten ein ganz hübsches Können besitzen, es aber unter der Sklaverei des Textes verderben. Hier zeugen die Chöre, besonders wo sie mit bewegterem Sologefang verweben sind, davon, daß wir auf den Komponisten in günstigeren Verhältnissen ganz wohl rechnen können.

Hier steckt denn auch das beste Verdienst der neuen Theatergesellschaft. Der Chor besitzt gute Stimmen und war gut eingepaukt. Von dem, was die Solisten leisteten, müßten wir das Wertvolle allzu mühsam herausfinden, als daß wir nicht lieber auf Ramenennungen verzichten. Wer auf abendliches Amüsement und Ausstattungskunst bedacht ist, wird immerhin auf seine Kosten kommen.

Kunst.

Von Wilhelm Busch. Die Ausstellung von Werken des verstorbenen Meisters, die gegenwärtig im Künstlerhaus (Wellebuestr. 3) stattfindet, ist hier bereits vor geraumer Zeit, als sie in München zu sehen war, signalisiert worden. Sie enthält circa 800 Arbeiten, zur Hälfte Delbilder, zur Hälfte Aquarelle und Zeichnungen. Die Delbilder sind fast durchweg Studien und Skizzen — Köpfe, Einzelfiguren, Szenen, Landschaften, Sittenleben — sehr selten fertige, ausgeführte Werke. Der Künstler zeigt in diesen Arbeiten, daß er sich aus dem Vamtkreise der alten Niederländer, die ihn in München und Antwerpen die ersten entscheidenden Eindrücke gaben, als Maler nie hat völlig befreien können. Einzelne seiner Typen scheinen direkt von Bröumer und Teniers entlehnt zu sein. Die Eigenart Buschs zeigt sich nur hier und da in einer suggestiven Linie oder einer ausdrucksvollen Silhouette. Koloristisch sind die Arbeiten ohne jedes Interesse. Busch sah die Natur ausschließlich in Linien, aber nicht in Farben. Die braune Sauce, der Galerieton der allmeistestlichen Bilder, herrscht liberall vor. In das monotone Ensemble setzt er ganz irgendeine grelle Spektralfarbe, z. B. eine knallrote Fackel, die auf nicht weniger als 33 Gemälden der Ausstellung wiederkehrt. Es ist dasselbe Kunstmittel, das auch die alten Niederländer (vergl. den berühmten weißen Schimmel des Philipp Bröumer)

zur Klärung und Hebung des koloristischen Gesamteindrucks anzuwenden pflegten. Der Pinselstrich ist fast durchweg sorgfältig und wuchtig und erinnert zuweilen an die technische Bravour des Franz Hals. Aber es mangelt doch die eigenartige künstlerische Physiognomie. Der große Linnenkünstler ist als Maler mittelmäßig, konventionell und unselbständig — trotz allem, was der Verfasser der tönlichsten Katalog-Vorrede und andere Enthusiasten über ihn orakeln. Ungleich interessanter und erfreulicher sind die ausgestellten Zeichnungen, wenn auch unter ihnen sich mancherlei Belangloses — gleichgültige Studientöpfe und Genreszenen, schwächliche Landschafts- und Baumstängelzeichnungen, betrigelte Blätter ohne jeden Kunstwert — findet. Aber die Originalzeichnungen zu einigen seiner berühmtesten Schöpfungen, wie „Herr und Frau Knopp“, „Juden“, „Blisch und Plum“, „Fipps der Affe“, „Hans Hudebein“ usw., geben ein ungemein lehrreiches Bild von der Arbeitsweise des Meisters. Man sieht, wie seine Wunderwerke entstanden, wie vorsichtig und weise die auf der fertigen Federzeichnung oft als Zufallseffekte wirkenden, leicht hingeworfenen Striche und Kiedle vorher in unsicheren, mehrfach korrigierten Bleistiftentwürfen vorgezeichnet wurden. Wir lernen beim Studium dieser Blätter das hervorragendste Merkmal seines künstlerischen Stils, die scheinbare Unbeholfenheit und Naivität des Ausdrucks, ihrem wahren Reiz und Werte nach verstehen. Wie ein Kind, das seine ersten Zeichenversuche macht, gibt auch Busch nur das Wesentlichste, Augenfälligste der Erscheinungen wieder. Ein Stamm, zwei Äste und vier Blätter bedeuten ihm einen Baum, drei Bäume bilden den Wald. Das im einzelnen Fall Wichtigste wird in anscheinend naiver Weise täppisch hervorgehoben und dick unterstrichen: die Kliege, die sich auf die Nase des Kindes setzt, hat die Größe einer Faust, das verhängnisvolle Rasiermesser wird zum Schlachttölpel usw. Ein außerordentliches Raffinement wird dabei entwickelt. Kein Punkt, keine Linie ist zu viel da, und jede Linie und jeder Punkt haben etwas zu sagen. Das scheinbar sinnlose Kridelstradel ist mit staunenswerter Virtuosität und peinlicher Sorgfalt entworfen und ausgeführt. Außerdem haben die Originalzeichnungen vor den Holzschnittreproduktionen den Vorzug, daß der Kunstkenner an ihren mannigfachen Ungenauigkeiten und Unregelmäßigkeiten die persönliche Handschrift des Künstlers mit allen ihren intimen Reizen studieren und die Entstehung jedes Wortes gewissermaßen miterleben kann. So ist die Ausstellung unbedingt sehenswert für den Künstler, den das Technische interessiert, und für den Kunsthistoriker, der an den mehr oder weniger gelungenen, sonst nicht zugänglichen Skizzen und Studien aus den verschiedenen Lebenszeiten des Meisters seinen Entwicklungsgang erkennen will. Daß sie dem großen Publikum viel Fesselndes bietet, möchte ich bezweifeln.

Fast dasselbe kann man von den jüngst unter dem Titel „Hernach“ im Verlage von Lothar Joachim in München erschienenen Versen und Zeichnungen Wilhelm Buschs sagen. Der Autor hat die Redaktion des Manuskripts noch selber besorgt, wünschte aber, daß die Veröffentlichung erst nach seinem Tode erfolgen solle. Der Hauptreiz des dürftigen und ziemlich teuren Bändchens besteht darin, daß die Zeichnungen in fastsimile wiedergegeben sind und daher die individuelle Note des Künstlers treuer und kräftiger zum Ausdruck kommt als auf den Holzschnittbildern der früheren Publikationen. Den Inhalt bilden gleichgültige Dagatellen ohne erheblichen Kunstwert. J. S.

Aus dem Tierreiche.

Die Erhaltung des amerikanischen Bison. Der Auerock, der als das eigentliche Urrind, d. h. als der Stammvater aller Mindergelechler zusammen, betrachtet wird, ist ganz ausgestorben. Dagegen sind noch Ueberreste eines nahen Verwandten, nämlich des Büffels, am Leben. In Europa beschränken sich diese auf eine geringe Zahl von Exemplaren in den Waldsümpfen von Wielowice, und in Nordamerika, wo von dem dort Bison genannten Büffel noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit große Bestände vorhanden waren, sind diese jetzt auch derart heruntergekommen, daß besondere Maßregeln gegen ihre völlige Vernichtung haben ergriffen werden müssen. Es hat sich sogar eine Amerikaner-Bison-Gesellschaft zu ihrem Schutz gebildet. Vor allem aber hat der Kongreß der Vereinigten Staaten während seiner letzten Tagung eine größere Summe bewilligt, um den Büffeln im State Montana in der Reservation der stadtlöppigen Indianer ein Asyl zu schaffen. Ein dortiger Gelehrter, Professor Errod, hat nach sorgfältiger Prüfung verschiedener Gegenden das genannte Gebiet als den besten geeignet empfohlen. Nimmehr wird es mit einem Zaun umgeben werden, der bei einer Fläche von etwa 6000 Hektar eine ziemlich kostspielige Anlage bedeutet. Außerdem werden besondere Gehäute und Schutzlager zur Pflege der Tiere geschaffen werden. Eine Summe von 120 000 Mark ist allein dazu erforderlich, die bisherigen Besitzer des Bodens, von denen viele Indianer sind, anzukaufen. Die Beschaffung besonders schöner Büffel hat die Bison-Gesellschaft übernommen. Uebrigens steht die geplante Anlage nicht ohne Vorgang da, indem schon vor einiger Zeit ein reicher Amerikaner eine Summe zu dem Zweck hinterließ, eine Bisonherde in dem Park des Blauen Berges in New Hampshire einzubringen. Dies Beispiel hat dann eine nationale Bewegung verursacht, die zunächst zur Begründung des Bison-Gesellschaft und dann zu den weiteren Maßnahmen führte.